

dtv

Die junge Madeleine hat im Zweiten Weltkrieg alles verloren: Familie, Heimat und Freunde. Einzig die vage Sehnsucht, Clara wiederzufinden, eine warmherzige Frau, die sie in den Wirren des Krieges kennengelernt hat, hält sie aufrecht. Sie lässt sich durch das zerstörte Land treiben, verdient sich ihr Essen durch Singen, vermag nirgends zu bleiben und nimmt das Angebot einer Gruppe Journalisten an, mit ihnen nach Algerien zu reisen. Doch dort, in einer fremden Welt, scheint sich schon der nächste Krieg anzubahnen. Erst der Blick auf eine ganz andere Gesellschaft, ihre Briefe an Clara und schließlich die Rückkehr nach Deutschland lassen Madeleine allmählich inneren Frieden finden.

*Ruth Rehmann*, geboren 1922 in Siegburg, stammt aus einer rheinischen Pastorenfamilie. Sie studierte Archäologie, Germanistik und Musik. Sie arbeitete als Lehrerin, Pressereferentin, Reisejournalistin und Dolmetscherin für ausländische Botschaften in Deutschland, bevor sie sich dem Schreiben zuwandte. Der schriftstellerische Durchbruch gelang ihr 1979 mit dem Roman ›Der Mann auf der Kanzel: Fragen an einen Vater‹. Ruth Rehmann wurde mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet, unter anderem 2001 mit dem Bundesverdienstkreuz. Zuletzt erhielt sie den Rosenheimer Literaturpreis 2010. Ruth Rehmann lebt im Chiemgau.

Ruth Rehmann

Ferne Schwester

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ruth Rehmann  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Der Mann auf der Kanzel (1726)  
Die Schwaigerin (25234)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Lizenz Ausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlag  
© Carl Hanser Verlag München 2009  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung nach einem Konzept von Peter-Andreas  
Hassiepen unter Verwendung eines Fotos von Agentur  
Focus/Magnum Photos/Raymond Depardon  
Satz: Greiner & Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14125-3

Dieses Buch ist dem Gedenken an Agnes Kunze gewidmet, die sieben-  
unddreißig Jahre ihres Lebens den Ausgestoßenen Indiens geschenkt hat  
und am 14. November 1998 in der von ihr gegründeten Lepra-Kolonie  
KKM-Kripaon ki Mata gestorben ist.



Erster Teil

*Fluchten*





Ich habe nichts gegen die Berge, wenn sie weit genug weg sind. In der Nähe machen sie mir angst. Wenn es nach mir ginge, könnte ich jahrelang im Vorland der Alpen leben, ohne jemals hinaufzusteigen. Aber in der Zeit mit Anton ging es nicht nach mir, obwohl es manchmal so aussah.

Anton ist der einzige Mensch, der es fertiggebracht hat, mich 2000 Meter und mehr über den Meeresspiegel zu locken, und auch ihm habe ich lange genug widerstanden. Schon der hier übliche Ausdruck »Auf den Berg gehen« hat mich gereizt, weil er so tut, als ginge es um einen einzigen Berg, den man auf der einen Seite hinauf-, auf der anderen heruntersteigt, und dann hat man es hinter sich. Aber das stimmt nicht. Um auf den Berg zu gehen, muß man zunächst in die Berge hinein, und das ist fast so, als ginge man unter die Erde. Einzelnen sind die Berge ja nur oben, mit ihren Spitzen, Kuppen, Kämmen, deren Gestalt man behalten und mit Namen nennen kann. Unten hängen sie alle chaotisch zusammen, wie sie gewaltsam aus der Erde emporgestemmt, hochgefaltet und aufgebrochen sind – ein gigantisches Trümmerfeld, nicht für Menschen gemacht, und wenn diese dennoch eindringen, schlagen die Berge mit Muren, Lawinen, Steinschlägen zurück, und dann hockt so ein armseliges Menschentier unter Schneemassen oder in einer unzugänglichen Spalte und fragt sich, was zum Teufel es hier oben zu suchen hatte.

Nein danke! sage ich zu Anton. Geh du in deine Berge. Ich sehe sie lieber von weitem – zart in den Himmel getuschle

Kontur vertrauter Gestalten, Kulisse vor der Leere des Raums. So mag ich sie, deine Berge, im Querformat, aber so bleiben sie nicht. Kaum gehst du näher heran, stehen sie mächtig auf, zerstückeln den Himmel, verdunkeln das Licht, sperren die Sonne aus. Und wenn du dann in eines der Täler hineingehst und anfängst zu steigen, geraten sie in geisterhafte Bewegung. Mit jedem Schritt verschieben sich Linien, Flächen, Winkel. Gipfel kippen nach hinten, neue, nie gesehene, bäumen sich auf, Steinfelder legen sich unabsehbar vor deine Füße, Spalten öffnen sich, in die du hinunter mußt, ohne zu wissen, ob du jemals wieder heraufkommst. Wo ich her bin, gibt es auch Berge, aber anders, sage ich, bescheidene, laubbewaldete Rundköpfe, Höhenzüge, an Flüssen entlang, sonnige Hänge mit Wein bepflanzt, Ausblicke hinunter zum Fluß, wo Schiffe fahren, Brücken sich schwingen, schiefergedeckte Häuser gewundene Täler hinaufklettern. Da würde ich gern mit dir gehen, aber das genügt dir ja nicht. Du willst es gefährlich, dramatisch, heroisch – der Mensch im Kampf mit den Elementen, empor gegen Schwindel und Schwerkraft bis zur Apotheose am Gipfelkreuz ...

Anton hört sich meine Tiraden an und schweigt wie gewöhnlich, und wenn er dann eines Morgens mit seinem Diesel in meine Morgenträume tuckert, wenn er geduldig hinterm Steuer sitzen bleibt, bis ich auf Strümpfen herunterkomme, um zu erklären, daß ich nicht mitfahren kann, weil ich keine Bergschuhe habe, wenn er den uralten Rucksack aufbindet, um mir zu zeigen, daß er für alles gesorgt hat: Stiefel, Socken, Regenzeug, Walkjanker und eine Jause, die erst jenseits der Baumgrenze ihre Köstlichkeit entfaltet, wenn er die Wagentür öffnet, um mich spüren zu lassen, daß es innen warm ist von der Wärme, die er speziell für mich gespeichert hat – dann, ja dann tu ich, was ich nicht will – ich steige ein. Wie macht er das?

Gewalt ist im Spiel, eine passive Gewalt, wenn es das gibt, also kein Überreden, Versprechen, Fordern, Schmeicheln,

überhaupt kein Tun, nur Warten, das allerdings total, ohne die geringste Nebenbeschäftigung – schläft nicht, liest nicht, hört nicht Radio, steigt nicht aus, ruft nicht, klopft nicht, geht nicht auf und ab, schmeißt keine Steinchen ans Fenster, sitzt einfach da, würde bis morgen früh so sitzen bleiben und warten, während ich oben im Bett krampfhaft versuche, in den Schlaf zurückzukehren, und nicht hereinkomme, weil die Gewalt seines Wartens mir den Schlaf und die schöne Bettwärme absaugt und mich selbst, meinen widerspenstigen Körper, ins Kalte, Helle zieht, wo ich gar nicht hin will, zum Fenster, um zu sehen, was ich schon weiß – den grauen Mercedes, den Rucksack, Antons knotige Hände auf dem Steuer. Schauernd fliehe ich wieder ins Bett, zwei-, dreimal hinein und wieder heraus, gnadenlos, da ahne ich schon, daß ich mitfahren werde, will es aber nicht wissen, tapse schlafblind die Stiege hinunter für einen letzten verbalen Widerstand, der in seinem Schweigen ertrinkt, und schon springt die Wagentür auf und ich hinein, klapp zu, Gas und ab. Anton hat keinen Finger gerührt, kein Wort gesagt, nur gewartet. So macht er das.

Ich habe Anton auf einer alpenländischen Bauernhochzeit kennengelernt, zu der ich als Alleinunterhalterin gegen Essen, Quartier und Trinkgeld geladen war. Damals, wenige Monate nach Kriegsende, war ich immer noch Flüchtling, ein Federgewicht ohne Haftung, von den Zufällen der Zeit durch das kaputte Land gewirbelt, vom Zufall hierher verschlagen. Mein einziger Besitz war eine Stimme, die mir schon lange abhanden gekommen ist. Ich weiß nicht einmal, wie sie geklungen hat, nur manchmal im Traum fühle ich sie in meiner Kehle und bilde mir ein, ich brauchte nur den Mund aufzumachen, um sie herauszulassen. Wenn sie nicht kommt, weiß ich wieder, was ich vergessen hatte: Daß ich alt bin.

Die Stimme muß etwas an sich gehabt haben, was Herzen be-

wegte. Wer ihr zuhörte, Besatzer, Besetzte, Flüchtlinge, Heimkehrer, lauter mehr oder weniger gewaltsam *displaced persons*, fühlte sich durch sie an etwas Geliebtes erinnert, was er einmal besessen, dann verloren und fast schon vergessen hatte. Nun, von der Stimme getroffen, bewegte es sich wieder und machte froh oder traurig, je nachdem.

Mit dieser Stimme, einer geschenkten Gitarre und einem Repertoire an unterwegs aufgelesenen Liedern tingelte ich durch Clubs und Bars, Kneipen und Herbergen, meist allein, auf eigenen Füßen, aber ohne Boden darunter. Als Anton die Wirtsstube betrat, in der die Hochzeit gefeiert wurde, war mein Vorrat an Mundart- und Küchenliedern bereits erschöpft und ich hatte angefangen, französische Chansons zu singen, unter anderem das melancholische Lied von Jacques Prévert »Les feuilles mortes«, in dem eine abgestorbene Liebe besungen wird.

In diesem Lied hat Anton sich verfangen, so daß er, der nur kurz hineinschauen wollte, um dem jungen Paar die Ehre zu geben, bis zum Ende der Feier sitzen blieb. Es traf ihn in einer französischen Erinnerung, von der sein Beichtvater ihn vor kurzem mit Gewalt losgerissen hatte, was ich natürlich nicht wissen konnte, und da saß er nun wie angeschmiedet auf seinem Platz am Stammtisch, auf dem schon sein Vater gesessen hatte – ein schwerer braunhäutiger Mann, Sitzriese, braunes lockiges Haar um den mächtigen Schädel, saß und starrte mich düster an.

Wenn wir später stritten, wer wen verführt hat, habe ich immer wieder beteuert, daß ich dieses Lied durchaus nicht für ihn gesungen hätte, aber natürlich habe ich mit dem Instinkt des Performers gespürt, daß meine Stimme etwas in ihm bewegte, und das gefiel mir, weil seine Gestalt und die Fama um ihn herum mich vom Augenblick seines Erscheinens an gereizt hatten, mit einem Reiz, der sowohl Anziehung als auch

Abstoßung enthielt und sich auf das ganz Andere bezog, das er verkörperte. Er war schwer und langsam, ich leicht und flink, er schweigsam, ich gesprächig, er reich, ich arm, er schwermütig, ich leichtsinnig, vor allem aber: Er gehörte zu diesem Land und ich nirgendwohin. Als die Hochzeit sich auflöste, fuhren wir an den See, um beim Schwimmen Rauch- und Bierdunst abzuwaschen, und danach saßen wir auf einem umgestülpten Fischerkahn und redeten – ich von meinen Fluchten, er von Frankreich, ohne die betreffende Dame zu erwähnen. Frankreich war sein Wunschland und die französische Sprache seine Wunschsprache, die er zwar langsam, mit deutlichem Akzent, aber doch fließender sprach, als ich ihm zugetraut hatte, fließender jedenfalls als Hochdeutsch. Als ich anfang zu frieren, legte er mir seinen Janker um die Schultern, und wahrscheinlich war es diese Geste, die in mir die Illusion eines Beschützers weckte, den ich zwar nie vermißt, aber nun plötzlich zu brauchen meinte. Ich fühlte mich wohl und sicher bei ihm wie bei einem älteren Bruder. Daß er im Vergleich zu mir alt war, stand für mich von Anfang an fest. Dabei muß er damals, im Sommer 1946, noch ziemlich jung gewesen sein, etwa Ende dreißig. Das erfuhr ich Jahrzehnte später, als ich auf dem Sterbekärtchen sein Geburtsdatum las und vergeblich versuchte, mein Erinnerungsbild entsprechend zu korrigieren.

Still, dicht und dunkel saß er neben mir, während über dem See der Mond aufging. Obwohl wir nackt gebadet hatten, hatte es keinen Annäherungsversuch gegeben, weder verstohlen noch offen. Als ich gehen wollte, war er sofort einverstanden, fuhr auf dem kürzesten Weg zurück und setzte mich ohne das übliche Gefummel vor der Tür meiner Gastgeber ab. Am anderen Morgen kam er mit einem französischen Buch: »Journal d'un Curé de Campagne« von Bernanos. Das sollte ich lesen.

Ich wunderte mich, weil ich ihn nicht für einen Leser gehalten hatte, las aber gehorsam und mäßig interessiert, schrieb auch

unbekannte Vokabeln heraus, weil ich annahm, er wolle mein Französisch verbessern, um sich mit mir über das Buch unterhalten zu können. Wir sprachen aber nie darüber, auch nicht über die anderen französischen Bücher, die er mir ungefragt lieh oder schenkte, Léon Bloy, François Mauriac, Claudel, lauter christ-katholische Bücher, erfüllt von einer glühend-ekstatischen Frömmigkeit, die mit dem traditionellen Katholizismus der Gegend wenig gemein hatte.

Ich hätte gern gewußt, was Anton mit solchen Büchern anfang, aber eine Scheu hielt mich ab, ihn danach zu fragen. Beim Lesen versuchte ich mir vorzustellen, bei welcher Gelegenheit, an welchem Ort, zu welcher Zeit seines mir unbekanntes Arbeitstages er sie las und ob es Leute gab, mit denen er darüber sprach – vielleicht der Ortspfarrer, der gelegentlich ins Büro zitiert wurde, oder der Jesuit, der im Haus seiner Mutter ein und aus ging. Freunde hätte er keine, hieß es im Dorf, höchstens Weibergeschichten, die mit einem gewissen Stolz erzählt wurden, als befände er sich kraft seines Besitzes auf einer höheren, für Moralvorschriften unerreichbaren Ebene. Sie kannten ihn als Verwalter eines Erbes, in das er hineingeboren war: ein Hiesiger, studierter Bauer, gerissener Geschäftsmann, sparsamer Hausvater, strenger Arbeitgeber, regelmäßiger Kirchgänger, der seine Beichte aus gutem Grund nicht beim Dorfpfarrer, sondern bei einem auswärtigen Kapuziner ablegte. Die Bußen, die jener ihm auferlegte, bestanden angeblich aus Spenden von astronomischer Höhe, die er nach Gusto an seltsame Heilige, gelegentlich auch, ohne Ansehen von Konfession und Moral, an Bedürftige des Dorfes verteilte – ein Wohltäter also, wenn auch nicht ganz nach dem Geschmack der Kirche, was der Hochachtung des Stammtisches keinen Abbruch tat. Von alledem habe ich nichts gesehen. Nur ein winziges Reservat seiner Existenz war mir zugewiesen: die Berge, die französische Sprache, die frommen Bücher und eine

wortlose Schwermut, die ich mit meinen Liedern zerstreute, wie der Wind ein dunkles Gewölk zerstreut, das wieder niedersinkt, wenn der Wind sich wendet. Das war meine Funktion. Dabei hätte ich bleiben sollen.

Unsere Bergwanderungen begannen meist in der nebelverhangenen Morgenfrühe, aus der sehr langsam, Schleier um Schleier, der leuchtende Spätsommertag dieser Gegend auftaucht, sich rundet und zum Abend hin wieder in Nebeln versinkt – jeder wie der letzte, eine vom Wissen um den nahenden Winter bedrohte und gesteigerte Seligkeit. Im Auto schlafe ich sofort wieder ein und schlafe wie in Abrahams Schoß, bis die Tür sich öffnet und einen Schwall kalter Bergluft einläßt. Murrend steige ich in die Bergschuhe, trotte mühselig hinter Anton her, den Blick stur auf seine Fersen geheftet, die sich im langsamen Bergsteigerschritt heben, voranschieben, senken.

Erst wenn ein Sonnenstrahl durch die Fichten fingert, wache ich richtig auf, sehe Himmel durch Baumücken schimmern, besonnte Hänge, gleißende Schneegipfel. Champagnerluft rauscht in die Lunge. Plötzlich ist mir alles zu langsam. Leichtfüßig zieh ich an Anton vorüber, renne voraus, nehme Abkürzungen, überklettere Felsen, schlage mich durchs Gestrüpp, suche mir einen sonnigen Platz, auf dem ich ausruhen und hinabschauen kann. Denn nun kommt der große Moment: Anton verwandelt sich. Ab einer gewissen Höhe wird er ein anderer Mensch, leichter, freier, lebendiger, offener, wie er vielleicht vor meiner Zeit gewesen ist, als das Tal ihn noch nicht verschluckt hatte oder das Sach – so nennt man hier einen landwirtschaftlichen Besitz, auch wenn er so groß ist, daß man ihn anderswo Gut oder gar Rittergut nennen würde. Solche Worte braucht man hier nicht, weil jeder weiß, was jeder andere besitzt, nur ich weiß es nicht, und genau das mag es sein, was ihm an mir gefällt.

Beim Bergsteigen lockert sich das Sach und fällt Stück für

Stück von ihm ab. Ich bemerke es an seinem Schritt, wenn er näher kommt. Ein neues flexibles Gleichgewicht pendelt sich ein. Mit lockeren Knöcheln, Knien, Hüften, federnden Sohlen fängt er Unebenheiten ab, vermeidet Rollendes, Rutschiges, Bröckelndes, ertastet den jeweils sichersten Standpunkt, der zum Auftreten und Abstoßen taugt. Umgeben von einem breiten Wahrnehmungsfeld sieht, hört, spürt, reagiert er schneller, genauer als unten. Winzigkeiten, die mir entgehen, geben ihm Nachricht vom Zustand des Bodens, des Wassers, des Wetters, der Vegetation, der Tiere und was sich in diesem Ensemble verändert hat, seit er zum letzten Mal oben war.

Als Junge ist er hier barfuß herumgelaufen, wenn er bei seinem Förster-Großvater in Ferien war. Der hat ihm alles gezeigt, erklärt, erzählt, was er mir später wiedererzählen wird, weiter oben, wenn auch das Sprechen ihm leichter geworden ist und sogar eine Art von Humor sich herauswagt, hintergründig, umwegig, schwer zu verstehen für eine, die an schnellen Witz und Schlagfertigkeit gewöhnt ist. Aber damit hat es noch gute Weile. Er bleibt nicht stehen, wenn er meine Höhe erreicht hat, schaut nicht mal hoch, geht einfach weiter.

Beim ersten Mal hat mich sein stummes Vorüber gekränkt. Ich wußte eben noch nichts von dem Ärger erfahrener Bergsteiger mit Flachlandtouristen, die ohne entsprechende Ausrüstung vorausrennen, vom Weg abweichen, abhanden kommen, irgendwo hängenbleiben, wo man sie mit der Bergwacht herunterholen muß. Trotzig bin ich weitergelaufen, geklettert auf meinen Abkürzungswegen, und es ging ganz leicht, auch als es steiler, felsiger wurde und der Weg sich verlor. Ich wünschte, daß er mich sehen könnte, wie ich katzenflink den Abhang hinaufkroch, aber als ich mich zum ersten Mal umschaute und ihn nicht mehr sah, nur die Tiefe unter mir und einen Stein, der sich löste und von Vorsprung zu Vorsprung hinuntersprang, ging plötzlich nichts mehr, weder aufwärts noch abwärts. Vom



Schwindel an den Fels geklebt, spürte ich den Halt unter meinen Händen bröckeln und den Sog von unten. Von weitem hörte ich meine Stimme wie Katzengejammer: Anton, ich falle ...

Er hat mich heruntergeholt, jeden Fuß einzeln am Knöchel ergriffen, gehalten, nach unten geführt, auf sicherem Grund aufgesetzt, dann den anderen, Schritt für Schritt, Stufe für Stufe. Das letzte Stück ließ ich mich fallen, schluchzte an seinem Hals, und als ich die Augen wieder aufmachte, war auch in mir eine Verwandlung vor sich gegangen. Stillter war ich geworden, bescheidener, gedämpfter der Übermut, den ich mir in Bombennächten zugelegt hatte, dieses: Mir kann nichts passieren. Ich komme überall durch. Von da an wußte ich, daß ich ohne Anton hier oben verloren bin.

Der Rastplatz, an dem er schließlich den Rucksack niedersetzt und die Decke ausbreitet, ist natürlich immer der richtige – je nach Wetter die sonnige Mulde mit Weitblick, der schattige Latschenhain, der vor Wind und Regen geschützte Höhleneingang. Total erschöpft liege ich im Gras, während Anton in schöner Ordnung die Jause aufbaut: das dunkle dichtgebackene Brot, fettdurchzogenes Rauchfleisch, Gurken, Tomaten, Äpfel aus seinem Garten, Wasser aus der Feldflasche, die er an einer Quelle gefüllt hat, einen leichten Rotwein, der nicht müde, sondern fröhlich macht.

Hier oben bist du wunderbar, sage ich, faul in die Sonne blinzelnd, ich könnte mich glatt in dich verlieben. Tu's doch! sagt er.

Nach einer Pause, als müßte ich über den Vorschlag nachdenken, bringe ich immer das gleiche schlagende Argument: daß ich mich hüten werde, einen katholischen Familienvater zur Sünde zu verführen. Glaubst du, ich will in der Hölle brennen?

Das ließe sich richten, sagt er. Ich hab so meine Beziehungen. So etwas hätte er unten im Tal nie gesagt.

Rasch wechsle ich das Thema, ermutige ihn, von seinem

Großvater zu erzählen, obwohl ich die Geschichten fast alle kenne, weil sie eine unerschöpfliche Quelle für Stammtischgespräche sind.

Dieser Förster muß ein streitbarer Herr gewesen sein, immer im Streit mit trophäensüchtigen Jägern, liederlichen Hüttenwirten, umweltverschmutzenden Touristen. Jeden Skilift, jede Piste haben Gemeinderäte und Fremdenverkehrsvereine ihm abringen müssen, und einmal soll er einen fast neuen BMW demoliert haben, während der Fahrer abseits vom Wege sein Altöl entsorgte.

In dem zärtlich-ironischen Ton, den seine Stimme annimmt, wenn er von seinem Großvater spricht, behauptet er, daß der Wagen von selbst in den Abgrund gerollt sei, ungeschickt abgestellt, die Bremse wahrscheinlich nicht richtig angezogen, ganz abgesehen davon, daß es ein verbotener, nur für Forstfahrzeuge genehmigter Weg war. Eine tätliche Mitwirkung habe man dem Förster nicht nachweisen können. Daß ihn das freut, verrät ein winziges Zwinkern in seinem Blick.

Die beiden, Großvater und Enkel, müssen schon früh ein Bündnis geschlossen haben, das heute noch hält, obwohl der Großvater längst gestorben ist, vom Schlag gefällt in seiner Hütte oberhalb der Baumgrenze, wo er sich nach seiner Pensionierung oft tagelang aufhielt, am Fenster saß und durchs Fernglas seinen Bergwald bewachte. Erst nach seinem Tod hat Anton sein Studium begonnen, wahrscheinlich, um den Alten nicht zu kränken, der unbedingt wollte, daß er Forstwirtschaft studiere und hier oben sein Nachfolger bei der Verteidigung des Bergwaldes werde. Hast du dir das auch gewünscht? frage ich und bekomme zur Antwort ein Schulterzucken und einen dunklen Blick durch mich hindurch, dorthin, wo Wünsche und Hoffnungen begraben sind.

In den Ferien sind Großvater und Enkel oft tagelang allein in der Hütte gewesen, haben miteinander gekocht, Holz für den

Ofen gespalten, abends nach langen Waldgängen bei der Kerze gegessen, geredet oder geschwiegen. Einmal haben sie einen jungen Sperber aufgezogen, der aus dem Nest gefallen und von den Eltern verlassen war. Als die Ferien zu Ende waren, haben sie den Vogel in einen Karton mit Luftlöchern gesteckt und sind mit ihm in den Wald gegangen, um ihn fliegen zu lassen, aber er ist einfach sitzen geblieben, ohne die Flügel zu regen, konnte mit der Freiheit nichts anfangen, wollte vielleicht bei den Menschen bleiben. Anton hätte ihn am liebsten wieder in den Karton gesteckt und mitgenommen, aber der Großvater war dagegen. Hier oben sei der Vogel zu Hause. Hier müsse er durchkommen oder eben nicht. Er wollte gehen, aber Anton, damals zehn Jahre, hat sich nicht von der Stelle gerührt. Sie haben angefangen zu streiten, einander anzubrüllen, beide Choleriker, maßlos in ihrer Wut. Als sie ihr Pulver verschossen hatten und sich umdrehten, war der Vogel fortgehüpft oder -geflogen. Wortlos haben sie sich abgewandt und sind in großem Abstand hintereinander zur Hütte hinaufgestiegen, der Junge vielleicht in Tränen (das würde Anton nie zugeben!). An diesem Abend hat der Großvater ihm zum ersten Mal Alkohol zu trinken gegeben, vielleicht sogar Schnaps, was er sonst nie getan hat, nicht einmal Bier. Aber diesmal war es wohl nötig, damit sie sich ohne Worte vertragen konnten.

Die Hütte, in der Anton sich zum ersten und, wie er behauptet, zum letzten Mal betrunken hat, hätte ich gern einmal gesehen. Wenn ich ihn darum bat, hat er nicht ja und nicht nein gesagt, und schließlich fragte ich nicht mehr, weil ich annahm, daß er die Hütte mit den dort aufbewahrten Erinnerungen für sich allein haben wollte, vielleicht, um manchmal mit dem Fernglas am Fenster zu sitzen und sich einzubilden, daß er auf dem Platz des Großvaters bleiben könnte, statt wieder hinabzumüssen zu den begrabenen Wünschen. Aber diese Annahme war falsch wie so vieles, was ich über Anton gedacht habe.

Später erschien mir diese erste Phase der Begegnungen und Ausflüge als die glücklichste unserer Beziehung. Im Tal gefiel ich mir in der Rolle des singenden, spielenden David vor einem schwermütigen König Saul. Am Berg überließ ich mich seiner Führung durch eine fremde, gewaltige Welt, die unter seinem Schutz ihren Schrecken verlor. Vielleicht bildete ich mir ein, daß es so weitergehen könnte, bis ich den Absprung zurück in mein unterbrochenes Leben fände. Daß es auch anders gehen könnte, fiel mir nicht ein, obwohl es Hinweise gab.

Eines Nachmittags, als wir in einem seiner Häuser auf der Terrasse saßen, er wie üblich schweigend, ich meine Geschichten spinnend, sprang er plötzlich auf und bedrohte in unbegreiflicher Wut die Vögel, die in einen Kirschbaum im Garten eingefallen waren und an den Kirschen herumpickten. Es waren kleine saure Kirschen, wie sie in dem rauen Klima dieser Gegend gedeihen. Er hätte sie nie gegessen, höchstens zum Einkochen in die Küche gegeben, aber das wüste Gefuchtel seiner Arme und das Gebrüll, das aus seinem sonst so schweisgsamen Munde fuhr, war so rasend, so schmerzlich, als zerfetzten die Schnäbel seinen eigenen Leib. Fassungslos vor Entsetzen brach ich in ein albernes Gelächter aus, das mir im Hals steckenblieb, als sein eisiger Blick mich traf. Auf der Heimfahrt saß er wie ein dräuendes Ungewitter neben mir. Zum ersten Mal kam mir der Gedanke, daß ich einmal Angst vor ihm haben könnte.

Viel später erst habe ich begriffen, daß für ihn der Besitz ein Teil seines Körpers war, einverleibt wie Fleisch und Blut. Nichts davon, nicht das Geringste wie diese ungenießbaren Kirschen, hätte er schmerzlos hergeben können, außer um Gottes willen.

Was die Hütte des Großvaters betraf, war es keineswegs Pietät, was ihn hinderte, sie mir zu zeigen, sondern so etwas wie Scham vor meinen romantischen Vorstellungen, denen er